

GERHARD LOHFINK

Die vierzig Gleichnisse Jesu



HERDER

Gerhard Lohfink

Die vierzig Gleichnisse Jesu

Gerhard Lohfink

Die vierzig Gleichnisse Jesu

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Bei der Abbildung auf dem Schutzumschlag handelt es sich um das Gemälde »Sämann bei untergehender Sonne« von Vincent van Gogh (Arles 1888). Für den Maler bildete bei diesem Motiv das Jesusgleichnis vom Sämann (Mk 4,1–9) durchaus einen Bezugspunkt.

7. Auflage

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

E-Book-Konvertierung: Barbara Herrmann, Freiburg

ISBN Print 978-3-451-38670-1

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-82670-2

PETER STUHLMACHER
in Dankbarkeit gewidmet

Inhalt

Vorwort	11
TEIL I Wie Gleichnisse funktionieren	15
1. Löwe, Bär und Schlange (Am 5,18–20)	15
2. Der Dornstrauch wird König (Ri 9,8–15)	19
3. Das Lamm des Armen (2 Sam 12,1–4)	25
4. Das Lied vom Weinberg (Jes 5,1–7)	28
5. Die treulose Frau (Ez 16,1–63)	32
6. Der Weinstock und die Rebzweige (Joh 15,1–8)	38
7. Ulme und Weinstock (Hermas Sim II 1–10)	42
8. Der König, der sich ein Volk erwarb (Mekh Ex 20,2)	45
9. Der Mann im Brunnen (Friedrich Rückert)	48
10. Der vollkommene Schwimmer (Martin Buber)	53
TEIL II Die vierzig Gleichnisse Jesu	57
1. Der gelungene Einbruch (Lk 12,39)	58
2. Die Überwältigung des »Starken« (Mk 3,27)	62
3. Der Schatz im Acker und die Perle (Mt 13,44–46)	65
4. Der knospende Feigenbaum (Mk 13,28–29)	73
5. Das Senfkorn (Mk 4,30–32)	76
6. Der Sauerteig (Lk 13,20–21)	81
7. Die selbstwachsende Saat (Mk 4,26–29)	83
8. Die überreiche Ernte (Mk 4,3–9)	86

9. Die beiden Schuldner (Lk 7,41–42)	94
10. Das verlorene Schaf (Mt 18,12–14)	97
11. Die verlorene Drachme (Lk 15,8–10)	100
12. Der verlorene Sohn (Lk 15,11–32)	103
13. Die Arbeiter im Weinberg (Mt 20,1–16)	115
14. Der Richter und die Witwe (Lk 18,1–8)	122
15. Der bittende Freund (Lk 11,5–8)	127
16. Das Festmahl (Lk 14,16–24)	130
17. Das Fischnetz (Mt 13,47–50)	137
18. Das Unkraut im Weizen (Mt 13,24–30)	141
19. Der Pharisäer und der Zöllner (Lk 18,10–14)	146
20. Der barmherzige Samaritaner (Lk 10,30–35)	151
21. Die ungleichen Söhne (Mt 21,28–31)	155
22. Der Reiche und der Arme (Lk 16,19–31)	160
23. Die zehn Jungfrauen (Mt 25,1–13)	167
24. Der unfruchtbare Feigenbaum (Lk 13,6–9)	173
25. Die streitenden Kinder (Mt 11,16–19)	176
26. Beim Gang zum Gericht (Mt 5,25–26)	179
27. Der törichte Kornbauer (Lk 12,16–20)	181
28. Der Gast ohne Festgewand (Mt 22,11–13)	184
29. Der unbarmherzige Knecht (Mt 18,23–34)	185
30. Die wachenden Sklaven (Lk 12,35–38)	192
31. Der Aufsicht führende Sklave (Mt 24,45–51)	200
32. Sklavenlohn (Lk 17,7–10)	204
33. Das anvertraute Geld (Mt 25,14–30)	209
34. Der betrügerische Verwalter (Lk 16,1–13)	216
35. Der Attentäter (EvThom 98)	222
36. Turmbau und Kriegführen (Lk 14,28–32)	226
37. Hausbau auf Fels oder auf Sand (Mt 7,24–27)	229

38. Die Lampe auf dem Leuchter (Mt 5,15)	233
39. Der Tod des Weizenkorns (Joh 12,24)	236
40. Die gewalttätigen Bauern (Mk 12,1–12)	239
TEIL III Das Besondere der Gleichnisse Jesu	253
1. Der Stoff	253
2. Die Form	257
3. Die Überlieferung	267
4. Das Thema	272
5. Das Thema im Thema	285
Danksagung	293
Literaturverzeichnis	294
Anmerkungen	299
Verzeichnis der Schriftstellen	313
Der Ort der Gleichnisse in den Lesungen des Kirchenjahres	318

»Die Gleichnisse führen uns nicht nur in das Zentrum der Verkündigung Jesu, sondern verweisen zugleich auf die Person des Verkündigers, auf das Geheimnis Jesu selbst.« (Eberhard Jüngel¹)

Vorwort

Die Gleichnisse Jesu waren niemals Museumsstücke. Sie wurden von Anfang an weiter erzählt, weiter bedacht, erklärt, in neue Situationen hineingestellt und auf diese Weise ständig frisch und blühend erhalten. Vor allem wurden sie in den Text von Evangelien eingefügt und dort sogar oft mit eigenen Rahmungen versehen, die selbst schon ein Stück Auslegung waren. Dabei konnte es durchaus vorkommen, dass sich die »Sinnspitze« eines Gleichnisses verschob.

Selbstverständlich ist es legitim, nach der ältesten Form und dem ursprünglichen Sinn der Gleichnisse Jesu zurückzufragen. Allerdings nicht nach dem Motto, man müsse das »Geröll« der kirchlichen Tradition beiseite räumen, um so auf das feste Gestein des Ursprungs zu stoßen.

Dieses Bild gefällt mir nicht. Die kirchliche Tradition ist kein Geröllfeld und erst recht keine Schutthalde. Gäbe es die Tradition der Kirche nicht als getreue und geformte Überlieferung, so gäbe es Jesu Gleichnisse nicht mehr. Nur weil sie in der kirchlichen Verkündigung lebten, sind sie uns erhalten geblieben und entfalten immer neu ihre Kraft.

Ich ziehe ein anderes Bild vor: Die Gleichnisse Jesu sind wie Diamanten, die schon während ihrer frühesten Überlieferung und dann vor allem in den Evangelien selbst eine Fassung erhalten haben. Edelsteinfassungen sind nicht nur selbst wertvoll. Sie sind notwendig. Sie heben den Stein hervor, halten, bewahren

und schützen ihn. Und sie müssen zur Deutung der Gleichnisse Jesu mitherangezogen werden. Die Kirche braucht beides: das ständige Achthaben auf ihre Tradition und zugleich die historische Kritik, die nach dem Ursprung zurückfragt.

Aber das Ganze muss noch viel radikaler formuliert werden: Wir haben das wahre Bild Jesu immer nur in der Verkündigung der Kirche und niemals an dieser Verkündigung vorbei. Peter Stuhlmacher formuliert zu Recht: »Die historische Kritik ist ein wertvolles Arbeitsmittel, aber wenn es um die Exegese biblischer Bücher geht, muss sie eingebettet werden in den Rahmen der kirchlichen Tradition.«²

All das musste gesagt werden, damit das Folgende nicht falsch verstanden wird. Nachdem es aber gesagt ist, kann ich zu dem kommen, worum es in diesem Buch geht. Es geht um den Ursprung. Es geht um die älteste Form der Jesusgleichnisse und um ihre ursprüngliche Aussage. Es geht also um eine der wichtigsten Fragen der Evangelienauslegung – und um Probleme, welche die Jesusforschung seit langem in Atem halten. Ich greife in diesem Buch dankbar auf die Arbeiten vieler Neutestamentler zu den Gleichnissen Jesu zurück.

Allerdings geht es mir nicht um einen Forschungsüberblick und auch nicht in erster Linie um rein wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Ich möchte nichts anderes tun, als diese kühnen und oft überraschenden Texte meinen Leserinnen und Lesern zu erschließen. Dazu habe ich in einigen Fällen auf Auslegungen von Gleichnissen zurückgegriffen, die ich schon früher an ganz verschiedenen Stellen veröffentlicht hatte. Aber diese Auslegungen werden neu befragt, neu bedacht und oft auch neu formuliert.

Im Buchtitel ist von *vierzig* Gleichnissen die Rede. Man lege diese Zahl bitte nicht auf die Goldwaage. Ein Beispiel: Handelt es sich bei der großen Rede vom Weltgericht in Mt 25,31–46 überhaupt um ein Gleichnis? Ermächtigt das Eingangsbild von der Scheidung zwischen Schafen und Böcken, von einem Gleichnis zu sprechen? Jedenfalls ist die Gesamtkomposition keinesfalls ein Gleichnis³.

Die Summe von *vierzig* Gleichnissen ist auch dadurch zustande gekommen, dass ich die äußerst knappen und prägnanten sogenannten »Bildworte« Jesu beiseitegelassen habe. Zwar gibt es zwischen einem Gleichnis und diesen »Bildworten« keine eindeutig zu ziehende Grenzlinie. Sie werden aber im normalen Verständnis nicht als »Gleichnisse« verstanden. Dies vorausgesetzt kommt man auf ungefähr *vierzig* Gleichnisse – und das ist für einen antiken Autor eine außergewöhnlich hohe Zahl!

Auffällig ist auch, dass all diese Gleichnisse von bewundernswerter Erzählkunst zeugen. Aber wichtiger noch: Sie sprechen in einer Weise vom Kommen der Gottesherrschaft, dem zentralen Thema der Verkündigung Jesu, wie es nur im Gleichnis möglich ist. Und schließlich führen sie uns zu Jesus hin. Fast jedes Gleichnis entbirgt uns – diskret und verborgen – das Geheimnis Jesu selbst.

Im Sommersemester 1976 veranstalteten Peter Stuhlmacher und ich an der Eberhard Karls Universität Tübingen ein gemeinsames Seminar mit dem Titel »Grundprobleme der Pastoralbriefe«. Seitdem ist unser Gespräch über Kirche und Theologie nie mehr abgerissen. Ich widme Peter Stuhlmacher dieses Buch als ein Zeichen meiner tiefen Dankbarkeit für seinen Glauben und seine Theologie.

Januar 2020

Gerhard Lohfink

TEIL I

Wie Gleichnisse funktionieren

In den schon klassisch gewordenen Büchern über Gleichnisse und Gleichnisforschung würde an dieser Stelle jetzt zuerst einmal Grundlegendes besprochen. Es würde gefragt, was eigentlich das Wesen eines Gleichnisses sei, wie es sprachlich zustande komme, wo im Leben es situativ verwurzelt sei und welche Gattungen von Gleichnissen es gäbe. Gerade dieser letzten Frage würde viel Platz eingeräumt. Wie kann man die Gleichnisse Jesu in verschiedene klar zu scheidende Sorten einteilen, damit man sie in die je richtige Schublade stecken kann?

Doch genau das soll hier nicht geschehen. Wir schauen uns einfach zehn verschiedene Gleichnisse aus ganz verschiedenen Epochen an und fragen, wie sie gebaut sind und auf welche Weise sie funktionieren. Dabei bleiben wir noch außerhalb der authentischen Jesusgleichnisse. Dieser Rundumblick wird uns dann im II. Teil dieses Buches helfen, mit den Jesusgleichnissen selbst sachgerecht umzugehen.

1. Löwe, Bär und Schlange (Am 5,18–20)

Einem Gesprächskreis, der sich regelmäßig trifft und in dem dann ausgewählte literarische Texte gelesen und besprochen werden, habe ich vor kurzem ein Gleichnis vorgelegt. Den Autor habe ich den Teilnehmern nicht genannt. Ich habe sie einfach nur um ihr eigenes Verständnis und ihre Auslegung des folgenden Textes gebeten:

Ein Mann wurde von einem Löwen angefallen. Durch einen Zufall konnte er sich retten. Aber dann lief ein Bär auf ihn zu. Wieder konnte der Mann sich retten. Mit letzter Kraft erreichte er sein Haus, konnte die schwere Tür vor dem Bären gerade noch zuschlagen, stützte sich schwer atmend mit seinen Händen an die Wand – und da biss ihn eine Schlange. Der Biss war tödlich.

Ich war erstaunt, mit welcher Intensität sich die Runde sofort über diesen kleinen Text hergemacht hat. Eine Siebzehnjährige, die in dem Gesprächskreis oft schon durch provokante, aber intelligente Bemerkungen aufgefallen war, sagte spontan: »Der Sinn des Textes ist doch völlig klar: Deine schlimmsten Feinde sind nicht draußen; sie sind im eigenen Haus.«

»Ach was«, sagte darauf eine ältere Frau: »Dieses Gleichnis handelt vom Tod. Es will sagen: Dem Tod kannst du nicht entgehen. Er kommt unerbittlich, selbst wenn du im Leben noch so oft Glück gehabt hast.«

Ein Mann in den mittleren Jahren, er ist Professor für klassische Philologie, formulierte: »Gewiss, so könnte man sagen ... aber ich möchte die zuletzt vorgetragene Interpretation doch ein wenig modifizieren. Das Gleichnis spricht nicht einfach vom Tod. Es spricht vom Schicksal. Dem Schicksal, das über dich verhängt ist, wirst du niemals entkommen, selbst wenn du noch so sehr kämpfst. So jedenfalls dachten die Griechen. Du kannst laufen, so viel du willst. Am Ende trifft es dich – selbst wenn dir die Götter eine Schlange schicken müssen.«

Ein anderer, er ist ein erfolgreicher Psychotherapeut, sagte: »Dieses Gleichnis haben Sie natürlich nicht erfunden. Es ist bestimmt sehr alt. Und in diesen alten Gleichnissen steckt viel Erfahrung – Tiefenerfahrung. Das Gleichnis handelt von den Schatten, denen viele Menschen geradezu ausgeliefert sind. Ohne eine Therapie werden sie meist nicht mit ihnen fertig. Sie werden von ihnen immer wieder neu bedroht oder sogar übermächtig, und die Schatten tauchen in stets neuen Figurationen auf.«

»Ich habe eine ganz andere Auslegung«, sagte daraufhin ein gewitzter junger Mann mit weitgestreuten Interessen, der an einer Dissertation über Moralthologen des 17. Jahrhunderts arbeitet. »Der Löwe symbolisiert eine schwere Versuchung. Der versuchte Mensch vermag ihr zu entfliehen. Da taucht dieselbe Versuchung in anderer Form von neuem auf. Auch jetzt kann er widerstehen. Er ist glücklich über seinen Sieg und fühlt sich endlich befreit. Da holt die Versuchung zum letzten Schlag aus und erscheint in noch einmal ganz anderer Form. Und jetzt überwältigt sie den Menschen, gerade weil er sich so siegreich fühlte.«

»Ihr seid mir vielleicht alle Theoretiker«, meldete sich schließlich eine Frau, die eine sehr unglückliche und leidvolle Ehe hinter sich hatte. »Das Schlimmste in meiner Ehe waren nicht die wirklich schweren Schläge – der Tod unserer kleinen Tochter und die billigen Affären meines Mannes. Nein, das Schlimmste waren die kleinen Nadelstiche, mit denen er mich immer wieder verletzt hat, seine ironischen Bemerkungen, die bewusst herbeigeführten Verwundungen. Diese winzig-kleinen Giftzähne waren am Ende für unsere Ehe tödlich.«

Da sagte ich der Runde, woher ich das Gleichnis hatte. Ich las den Text aus dem Propheten Amos vor:

Wehe denen, die sich den Tag des HERRN herbeiwünschen! Was nützt euch denn der »Tag des HERRN«? Finsternis ist er und ohne jedes Licht.

Er ist, wie wenn jemand einem Löwen entflieht, da stellt ihn ein Bär. Er gelangt noch ins Haus und stützt seine Hand an die Wand – da beißt ihn die Schlange.

Bringt nicht der Tag des HERRN Finsternis und kein Licht? Ja, Düsternis bringt er und keinerlei Glanz. (Am 5,18–20)

Selbstverständlich musste ich dann einiges über den »Tag des HERRN« sagen, also über das entscheidende Stichwort, das dieses Gleichnis rahmt und beherrscht. Amos will seinen Hörern im Nordreich Israel mit dem Gleichnis erklären, was der »Tag

des HERRN« für sie bedeutet. Die Bevölkerung des Nordreiches lebt, bevor Krieg und Deportation über sie kommen, in einer brüchigen Sicherheit. Die Wirtschaftslage ist gut (Am 3,15). Die Reichen werden immer reicher und beuten die Armen aus (Am 2,7; 4,1; 8,4). Man feiert pompöse Gottesdienste und ausladende Feste (Am 5,21–23; 6,4–6). Doch die politische Lage spitzt sich zu. Das Volk erwartet von Gott einen Sieg über die Feinde wie beim »Tag von Midian« (Jes 9,3; Ri 7). Das war für sie ein Tag, an dem Gott eingegriffen, ein Tag, an dem er Israel vor seinen Feinden errettet hatte. Nun ersehnen sie sich erneut einen solchen »Tag des HERRN«.

Aber diese Erwartung wird dem Volk durch den Propheten gründlich zerstört. Der »Tag des HERRN«, den sie sich herbeiwünschen, wird ganz anders aussehen. Er wird ein Tag des Unheils, der Zerstörung und des Todes sein. Denn das Nordreich Israel erfüllt in seinem Gemeinschaftsleben keineswegs den Willen Gottes.

Das kleine Redestück des Amos ist äußerst knapp und prägnant. Die Aussage ist auf das Äußerste verdichtet. So könnte es der historische Amos sogar vorgetragen haben. Statt des Lichtes, das Symbol für Heil und Rettung ist, wird Finsternis über das Land kommen. Der erhoffte »Tag des HERRN« wird sich als todbringendes Verderben erweisen. Eingebettet in diese Unheilspredigt steht das Gleichnis von der vergeblichen Flucht. Es gibt für das Volk im Nordreich keine Rettung mehr!

Wir haben in unserem Gesprächskreis dann noch lange darüber diskutiert, wie offen für die verschiedensten Deutungen ein losgelöster, in sich stehender Gleichnistext sein kann. Erst der literarische Kontext oder eine mündliche Kommentierung oder aber die tatsächliche Situation, in die hinein ein Gleichnis gesprochen wird, legen dessen Sinn eindeutig fest. Eben deshalb hat schon Amos seinem Gleichnis einen Rahmen gegeben – den Rahmen vom »Tag des HERRN«. Der Rahmen hätte aber auch einfach die damalige historische Situation sein können, die jeder kannte: der wachsende militärische Druck aus dem Osten und die illusionären Rettungsvorstellungen des Volkes.

Wäre das Gleichnis des Amos ohne jede Rahmung und ohne das Wissen um seine geschichtliche Situierung völlig offen und nach Belieben hin auslegbar? »Keinesfalls«, behauptete ein Teil der Gruppe: »Die verschiedenen Deutungen, die vorgetragen wurden, gingen doch alle in eine bestimmte Richtung – in die Richtung *Unausweichlichkeit*.« – »Stimmt doch überhaupt nicht«, sagte daraufhin die Siebzehnjährige. »Meine Deutung, dass die eigentlichen Feinde immer drinnen im eigenen Haus sind, hat mit ›Unausweichlichkeit‹ überhaupt nichts zu tun.« Ich musste ihr recht geben. Offenbar kann ein Gleichnis ohne Rahmung und ohne klaren historischen Kontext die unterschiedlichsten Deutungen zulassen.

Das Problem wird uns bei den Jesusgleichnissen erneut begegnen. Betrachtet man sie als »autonome ästhetische Gebilde«, die in sich selbst stehen⁴, so kann das zwar dazu verhelfen, ihre Struktur noch sorgfältiger als gewohnt zu untersuchen. Doch ihre Botschaft wird nur allzu leicht verfehlt. Man erkennt dann in ihnen nur noch allgemeine sittliche Mahnungen, kluge Weisheitsregeln oder die Aufdeckung der menschlichen Existenz. Die Gleichnisse Jesu waren aber entschieden mehr: Sie redeten vom Herandrängen des Reiches Gottes, und sie redeten vom »Hier und Jetzt« der Gottesherrschaft in Israel. Die Jesusgleichnisse dürfen auf keinen Fall von demjenigen isoliert werden, der sie sprach, und von der Situation, in die hinein sie gesprochen wurden.

2. Der Dornstrauch wird König (Ri 9,8–15)

Unser zweiter Text stammt aus dem Buch der Richter und steht dort in folgendem Zusammenhang: Abimelech, der Sohn Jerubaals, ist König über Sichem geworden (Ri 9,6). Damit dies gelang, musste er seine siebzig Halbbrüder aus dem Harem des Vaters durch eine angeworbene Söldnertruppe umbringen lassen (9,4–5). Nur Jotam, der jüngste der Brüder, ist übriggeblieben. Er konnte sich rechtzeitig verstecken (9,5). Dieser Jotam hält den Bürgern von Sichem vom Gipfel des Berges Garizim herab

eine Rede, die mit einem Gleichnis beginnt. Es ist die berühmte »Jotamfabel«:

Einst gingen die Bäume hin, einen König über sich zu salben. Sie sagten dem Ölbaum: »Sei König über uns!« Der Ölbaum aber sagte zu ihnen: »Soll ich etwa mein Fett aufgeben, das Götter und Menschen an mir ehren – nur zu dem Zweck, dass ich über den anderen Bäumen schwanke?«

Da sagten die Bäume zum Feigenbaum: »Komm, sei König über uns!« Der Feigenbaum aber sagte zu ihnen: »Soll ich etwa meine Süßigkeit und meine guten Früchte aufgeben – nur zu dem Zweck, dass ich über den anderen Bäumen schwanke?«

Da sagten die Bäume zum Weinstock: »Komm, sei König über uns!« Der Weinstock aber sagte zu ihnen: »Soll ich etwa meinen Most aufgeben, der Götter und Menschen erfreut – nur zu dem Zweck, dass ich über den anderen Bäumen schwanke?«

Da sagten alle Bäume zum Dornstrauch: »Komm, sei du König über uns!« Da sagte der Dornstrauch zu den Bäumen: »Wenn ihr mich wirklich zu eurem König salben wollt, so kommt und bergt euch in meinem Schatten! Wenn aber nicht, soll Feuer vom Dornstrauch ausgehen und die Zedern des Libanon fressen.« (Ri 9,8–15)

So wie es Tierfabeln gibt, gibt es auch Pflanzenfabeln. Ri 9,8–15 ist eine Pflanzenfabel. Aber wie alle Fabeln beleuchtet sie scharf und illusionslos die Zustände in der Menschenwelt. Der Text ist streng gebaut. Er hat vier Strophen, von denen die drei ersten fast gleich strukturiert sind. Deshalb kann sich die 4. Strophe umso deutlicher abheben, so dass eine Abfolge nach der Formel 3 + 1 entsteht. Überall, wo diese Formel in Erzählungen bzw. in Gleichnissen auftaucht, hat der überschießende Teil besonderes Gewicht. Man könnte auch sagen: Der letzte Teil ist der Höhepunkt des Ganzen – so wie bei jedem guten Witz die Pointe immer erst am Schluss kommt.

Das Bildmaterial des Gleichnisses ist sorgfältig gewählt: Zunächst Ölbaum, Feigenbaum und Weinstock – dann abgehoben davon in der 4. Strophe der Dornstrauch. Ölbaum, Feigenbaum und Weinstock gehörten in der mediterranen Welt wirtschaftlich wie zivilisatorisch zu den wichtigsten Lebensgrundlagen. Demgegenüber galt der Dornstrauch als nutzlos. Höchstens für Umzäunungen oder als Brennholz war er zu gebrauchen.

Die Bäume bilden ein ganzes Volk, und dieses Volk der Bäume will einen König. Wie oft in Gleichnissen werden aus einer Vielzahl einige wenige Repräsentanten herausgegriffen. In streng stilisierter Form werden sie nacheinander gebeten, König über das Volk zu werden. Doch alle drei lehnen ab. Sie weisen das ihnen angetragene Königsamt geradezu entrüstet zurück. Sie dienen doch schon dem Volk mit ihren Gaben – mit dem Öl, den Feigen und dem Wein. Sollen sie etwa ihre Köstlichkeiten aufgeben, nur um über den anderen Bäumen zu »schwanken«?

Das hebräische Wort, das hier mit »schwanken« übersetzt ist, hat die Grundbedeutung »sich hin- und herbewegen«, »umherirren«, »wanken« oder »taumeln«. Das Wort wird für Menschen gebraucht, die jede Orientierung verloren haben, zum Beispiel für Betrunkene (Jes 24,20; Ps 107,27). Indem nacheinander der Ölbaum, der Feigenbaum und der Weinstock sagen »Was soll ich über den anderen Bäumen schwanken?«, wird das Königtum in geradezu sarkastischer Weise lächerlich gemacht. Gerade die Besten im Volk lehnen es ab, König zu werden. Denn der König »schwankt« eben nur über den Bäumen, das heißt, er vollführt seine bombastischen Königsrituale, die niemandem nützen. Natürlich muss man sich fragen, wie der Weinstock über den Bäumen »schwanken« kann. Verlieren die Bilder hier ihre Logik? Die Antwort ist einfach. Im damaligen Palästina wurden Weinstöcke nicht wie bei uns in Reihen und natürlich erst recht nicht an Drähten gezogen. Entweder breiteten sie sich einfach am Boden aus (Ps 80,10.12) oder man zog ihre Ranken zu den Ästen von Bäumen hinauf (Ps 80,11) und ließ sie von dort herabhängen⁵. In diesem Fall konnten sie durchaus »schwanken«.

So wird also dreimal hintereinander die gleiche Aussage gemacht: Ölbaum, Feigenbaum und Weinstock weisen die Königswürde abschätzig, ja spöttisch zurück. Sie wollen nicht wie Betrunkene hin und her taumeln. Vor diesem Hintergrund einer immer eindringlicher werdenden Aussage kommt es dann in der 4. Strophe zur Pointe: Von allen Bäumen (die drei Bäume stehen eben stellvertretend für alle übrigen) bleibt nur der Dornstrauch übrig. Und er, der stechende Dornstrauch, reagiert nun völlig anders als seine Vorgänger: Er ist hochbeglückt. Er verkündet sofort: »Bergt euch in meinem Schatten!«

Wer noch nie in südlichen Ländern war, in denen es den glühend heißen Wüstenwind, den Scirocco bzw. den Chamsin gibt, weiß nicht, was Schatten bedeutet. Vor allem aber muss man wissen, dass im Alten Orient »Schatten spenden« eine charakteristische Aussage über den König, ja sogar über Gott ist. Dass der König »Schatten« spendet, gehört zur altorientalischen Königsideologie. Gemeint ist: Er schenkt seinem Volk Leben, er gewährt ihm Schutz, er ist ihm Zuflucht (Ps 121,5; Jes 32,2; Klg 4,20).

Der Dornstrauch eignet sich diese Königsmetapher vom heilbringenden Schatten sofort und hemmungslos an – er, der doch niemandem Schatten spendet, weil sich niemand unter ihm lagern kann. Aber nicht genug damit! Die für seine Verhältnisse arrogante Heilszusage »Bergt euch in meinem Schatten!« schlägt sofort um in die tödliche Drohung: »Wenn aber nicht, soll Feuer vom Dornstrauch ausgehen und die Zedern des Libanon fressen.« Diese plötzliche Kampfansage zeigt, was der Dornstrauch wirklich will: Gewaltherrschaft, die auch Vernichtung nicht scheut.

Eine Reihe wichtiger Ausleger⁶ hält die Drohung am Ende der Fabel nicht für ursprünglich. Erstens rede der Dornstrauch nun plötzlich von sich selbst in der 3. Person – und zweitens komme jetzt seltsamerweise die Zeder ins Spiel, die eigentlich als vornehmster aller Bäume noch vor dem Ölbaum hätte angefragt werden müssen. Vers 15e–g könne deshalb nicht mehr zu dem ursprünglichen Gleichnis gehören.

Ich halte diese Argumentation keineswegs für überzeugend. Eine Ich-Rede kann sehr wohl in die 3. Person umschlagen. Der Umschlag von der 1. in die 3. Person kann sogar ein höchst wirksames Stilmittel sein. Und die Einführung der hoheitsvollen Libanonzeder erst an dieser Stelle ist durchaus sinnvoll: Sie verstärkt gerade an dieser Stelle wirkungsvoll die Drohung des Dornstrauchs: Wenn sogar die hohe und mächtige Zeder vom Feuer des Dornstrauchs bedroht wird, dann erst recht alle anderen Bäume im Baumvolk! Vor allem aber: Ohne den Vers 15e–g hat die 4. Strophe gegenüber den drei ersten Strophen kein Übergewicht. Sie bliebe mit ihrer Ironie (»in meinem Schatten«) noch relativ harmlos. So aber bricht nun der arrogante Machtwille der Könige nackt und ohne ironische Bemäntelung hervor.

Weitgehende Einigkeit herrscht darin, dass die Jotamfabel in ihren jetzigen Kontext nicht wirklich hineinpasst. Sie muss einmal für sich existiert haben. Sie diene dazu, das Königtum schlichtweg lächerlich zu machen. Man versteht sie nur dann in ihrer vollen Wucht, wenn man die Geschichte Israels mitbedenkt. Das stille Ideal im Hintergrund ist die Stämmegesellschaft *vor* der Königszeit, also die sogenannte Zeit der »Richter«. Es war eine Zeit freiheitlicher Solidarität. Unbedingte Verpflichtungen gab es nur innerhalb der Familie und der Sippe. Der Stamm und der Stammesverband konnten nichts erzwingen. Diese Stämme-gesellschaft war keine primitive Vorform des Staates, sondern ein bewusstes Gegenmodell zu den monarchisch organisierten kanaanäischen Stadtstaaten, vor allem aber zu dem »Sklavenstaat Ägypten«. Trotz aller Probleme, die es in dieser nichtstaatlichen Zeit Israels gab: Es war eine Zeit der Freiwilligkeit, der Eigenverantwortung und der Gleichheit. Die »Richter« – eine der bekanntesten Richtergestalten war eine Frau, nämlich Debora – waren charismatische Persönlichkeiten, die das Volk ständig neu zusammenführten. Das gelang freilich nicht immer. Deshalb die Sehnsucht in Israel nach einem starken König, der gegen feindliche Überfälle schützte. Deshalb aber auch die beißende Kritik vieler Einsichtiger an der Institution des Königtums (vgl. etwa 1 Sam 8,10–18). Man wollte nicht mehr zurück nach Ägypten!

Hat Jotam, der Sohn Serubbaals, den Bürgern von Sichem vom Gipfel des Garizim aus die Jotamfabel vorgetragen? Das ist ausgeschlossen. Die Fabel von den Bäumen, die sich einen König salben wollten, ist eine politisch-theologische Satire, die gegen die Institution des Königtums anredet – höchstwahrscheinlich aus der späteren Königszeit, aber noch mit dem Blick zurück in die als Ideal gesehene Richterzeit. Martin Buber nannte die Jotamfabel mit Recht die »stärkste antimonarchische Dichtung der Weltliteratur«. Die Jotamfabel war formuliert worden, damit sie im Volk umlief. Sie musste möglichst klar strukturiert sein und viele Wiederholungen aufweisen, damit man sie sich gut merken konnte. Und sie musste, wie jeder gute Witz, mit einer unerwarteten und starken Pointe schließen.

Der »springende Punkt« des Gleichnisses lag zwar am Ende. Aber die Hörer wussten von Anfang an: Es geht um die Frage der Königsinstitution, denn die Bäume wollen sich ja einen König verschaffen. Und schon in der 1. Strophe wird das Königtum abgelehnt. Genauso in der 2. und in der 3. Strophe. Jedes Mal erscheint der König als Witzfigur, denn er »schwankt« über den Bäumen. Allerdings werden erst am Ende die ganze Anmaßung und die Machtgier der Könige (oder vielleicht auch eines bestimmten Königs?) aufgedeckt. Und – falls das Gleichnis einschlug – wussten die Hörer: Das Gottesvolk darf nicht von Machtstrukturen beherrscht sein, wie es bei den umliegenden Völkern der Fall ist.

Für die spätere Behandlung der Jesusgleichnisse ist festzuhalten: Offenbar kann es bei Gleichnissen die Struktur 3 + 1 geben. Ihr Höhepunkt liegt dann am Ende. Außerdem ist damit zu rechnen, dass einzelne Gleichnisse in extremer Weise gleichmäßig und mit sich stereotyp wiederholenden Formeln gebaut sind. Vor allem aber: Es ist keinesfalls auszuschließen, dass Gleichnisse »argumentieren«, um so ihre Hörer zu überzeugen. Seltsamerweise wird genau das gelegentlich bestritten. Es wird dann behauptet, die Jesusgleichnisse könnten auf keinen Fall argumentativen Charakter haben. Ich habe nie verstanden, warum das nicht sein kann.

3. Das Lamm des Armen (2 Sam 12,1–4)

Um den königlichen Machtmissbrauch geht es auch in dem nun folgenden Gleichnis. Sein biblischer Kontext kann hier nur angedeutet werden: Der König David hat Batseba, die Frau des Urija, zu sich in den königlichen Palast und in sein Bett geholt, während Urija für ihn im Krieg steht. Urija war einer seiner besten und treuesten Soldaten⁷. Die Nacht mit Batseba hat Folgen: Urijas Frau wird schwanger. David kommandiert Urija von der Front zurück, bewirtet ihn in seinem Palast und versucht ihn dazu zu bringen, nach Hause zu gehen und mit seiner Frau Batseba zu schlafen. Urija durchschaut die Absicht des Königs. Er geht nicht nach Hause, sondern legt sich am Tor des königlichen Palastes bei der Leibwache nieder. So kann er öffentlich bezeugen, dass er nicht mit seiner Frau zusammen war. Daraufhin schickt David Urija an die Front zurück und sorgt dafür, dass er im Kampf um die Stadt Rabba umkommt. Mit Urija zusammen fallen noch weitere Soldaten aus dem Heer Davids. Dann macht der König Batseba zu seiner Frau. Allein schon die Art und Weise, wie David diesen Mord inszeniert, wird mit höchster Erzählkunst geschildert. Ihren Höhepunkt aber erreicht die Erzählung, als der Prophet Natan von Gott zu David geschickt wird und dem König den folgenden Fall vorlegt:

Zwei Männer waren in einer Stadt, der eine reich, der andere arm. Der Reiche besaß sehr viele Schafe und Rinder. Der Arme hatte nichts als nur ein einziges kleines Lamm, das er gekauft hatte. Er zog es auf, es wurde zusammen mit seinen Kindern groß. Von seinem Brot aß es, aus seinem Becher trank es, in seinem Schoße schlief es. Wie eine Tochter war es für ihn. Da kam ein Besucher zu dem reichen Mann. Der brachte es nicht über sich, eins von seinen eigenen Schafen oder Rindern zu nehmen, um es seinem Besuch vorzusetzen. Deshalb griff er sich das Lamm des Armen und ließ es für den Mann zubereiten, der zu ihm gekommen war. (2 Sam 12,1–4)

Als Natan so weit gekommen ist, kann sich David nicht mehr beherrschen: »Bei Gott! Der Mann, der das getan hat, ist ein Kind des Todes. Und das Lamm muss er vierfach erstatten, weil er das getan und kein Mitleid gehabt hat.« Da sagt Natan zu David: »Du bist dieser Mann!«

War die Geschichte schon zu Ende erzählt? Jedenfalls wird David zornig, und falls die Geschichte noch nicht zu Ende gewesen wäre – sie brauchte nicht mehr weiter erzählt zu werden. Sie hatte ihr Ziel erreicht.

Die Erzählung vom »Lamm des Armen« trifft auf das Genaueste die Gemeinheit Davids gegenüber Urija. David, der zu dieser Zeit bereits einen ganzen Harem besitzt⁸, hat sich die Frau eines seiner treuesten Soldaten angeeignet. Dennoch merkt David nicht, dass die Erzählung auf ihn selbst zielt und ihn persönlich entlarvt. Warum merkt er es eigentlich nicht?

Auf diese Frage könnte man natürlich antworten: Der David der Erzählung – wir bleiben selbstverständlich auf der rein erzählerischen Ebene – ist sich in dieser ganzen Affäre seiner Sache völlig sicher. Er ist geradezu blind. Er ist hineingetaumelt in ein Verbrechen, das ihn Schritt für Schritt immer weiter herabgezogen hat. Das Ganze beginnt ja damit, dass David vom Dach seines Palastes in der Ferne eine Frau baden sieht. Er begehrt sie, will sie in seinem Bett haben, sucht ihre Schwangerschaft Urija zuzuschieben und lässt am Ende ihren Mann einfach beseitigen. Als »Kollateralschaden« werden dabei zusätzlich noch weitere seiner Soldaten getötet. David ist sich seiner schweren Schuld offenbar in keiner Weise bewusst. Er ist voll und ganz mit sich einverstanden. Deshalb merkt er gar nicht, dass es bei der Erzählung um ihn selbst geht.

Es ist jedoch klar, dass diese eher psychologische Antwort für unsere Fragestellung nicht ausreicht. Uns interessiert ja, wie das Gleichnis funktioniert. Funktioniert es deshalb so gut, weil es gar nicht sofort als Gleichnis zu erkennen ist? »Zwei Männer waren in einer Stadt, der eine reich, der andere arm.« So könnte ein konkreter Rechtsfall anfangen, den der Prophet dem König vorlegt. Der Arme hat nur ein einziges Lamm, der Reiche hat

ganze Herden. Aber er nimmt dem Armen das Lamm weg. Das sieht ganz nach einem Rechtsfall aus – und zwar nach einem Rechtsfall der übelsten Sorte. So sieht es jedenfalls der David der Erzählung, und er reagiert entsprechend.

Doch ist die Form der Erzählung wirklich so eindeutig die Darlegung irgendeines Rechtsfalls? »Zwei Männer waren in einer Stadt ...« – das ist ein »Nominativanfang«, den es später in den Gleichnissen Jesu oft geben wird:

Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho ... (Lk 10,30)

Ein Mann veranstaltete ein großes Gastmahl ... (Lk 14,16)

Ein Mann hatte zwei Söhne ... (Lk 15,11)

Ein Mann, der reich war, hatte einen Verwalter ... (Lk 16,1)

Ein Mann, der reich war, kleidete sich in Purpur ... (Lk 16,19)

Ein Richter lebte in einer Stadt ... (Lk 18,2)

Ein Mann pflanzte einen Weinberg ... (Mk 12,1)

Ein Mann hatte zwei Kinder ... (Mt 21,28)

Zwei Männer gingen hinauf in den Tempel ... (Lk 18,10)

Gab es Gleichnisse mit dieser Gleichniseröffnung schon in der Zeit, in der die Erzählung vom »Lamm des Armen« formuliert wurde? Dann hätte es David dämmern können: »Vorsicht, hier wird ein Gleichnis erzählt!« Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre – David hätte spätestens beim Fortschreiten der Geschichte merken müssen, dass ihm hier nicht irgendein Rechtsfall aus seinem Herrschaftsbereich vorgelegt wurde. Er hätte aufmerken müssen, als davon die Rede war, dass dieses Lamm bei Tisch aus dem Becher des Mannes trank und in seinem Schoße schlief. Das war zwar nicht einfach unrealistisch. So oder so ähnlich können sich Kinder ein Lämmchen als Haustier großziehen. Und doch wird hier mit deutlicher Metaphorik auf die Ehe des Urija angespielt. Andererseits ist das Verhalten des Reichen derart brutal und menschenverachtend, dass der David der Erzählung doch wieder an irgendeinen Rechtsfall denken konnte, den ihm der Prophet vorlegt.

So besteht kein Zweifel: Hier wird mit zwei verschiedenen

Erzählgattungen gearbeitet. Einerseits klingt da ein echter »Fallbericht« an – andererseits tauchen Indizien für ein »Gleichnis« auf, das zu hinterfragen ist. Der Text oszilliert zwischen beidem. Die extravaganten Züge entstehen gerade dadurch, dass metaphorisch auf das wirkliche Verhalten Davids angespielt wird: Brot und Becher stehen für den häuslichen Tisch des Urija, das Lamm ist die von ihm geliebte Batseba, die in seinem Schoß ruht. Das Gleichnis ist also darauf angelegt, dass es David durchaus an sein Verbrechen erinnern könnte – ihn aber zugleich auch täuscht. David soll in die Geschichte hineingezogen werden. Er soll sich, ohne dass er es merkt, selbst das Todesurteil sprechen und erst dann begreifen: »Ich bin dieser Mann!«

Wir müssen damit rechnen, dass auch Jesus in dieser narrativen Doppeldeutigkeit Geschichten vortragen konnte. Zunächst hören die Frauen und Männer um ihn herum nur eine spannende, ja erregende Geschichte. Doch plötzlich müssen sie erkennen: »Von ihnen selbst wird da gesprochen. Sie selbst sind Teil der Erzählung.« Und so werden sie gefangen im Netz des Gleichnisses.

4. Das Lied vom Weinberg (Jes 5,1–7)

Wir sahen: Das Gleichnis vom »Lamm des Armen« war darauf angelegt, den König zunächst einmal zu täuschen. Noch deutlicher führt der folgende Prophetentext seine Hörer in die Irre. Wenigstens zu Beginn! Sie werden verführt, sich auf eine Geschichte einzulassen, die einen ganz anderen Ausgang nehmen wird, als sie zunächst denken. Der Text beginnt nämlich wie ein Liebeslied. Und wer hört sich nicht gern ein Liebeslied an?

Wahrscheinlich in der Frühzeit seines Auftretens, irgendwann zwischen den Jahren 740 und 730, trug der Prophet Jesaja in Jerusalem ein Lied vor, das man später das »Weinberglied« genannt hat. Er trug es vor in einer Zeit des Wohlstands, der Sättigkeit und Selbstzufriedenheit. Vielleicht sang er es im Tempel, vielleicht sogar inmitten der Festfreude des Laubhüttenfestes.

Singen will ich von meinem Freund,
ein Lied über meinen Liebsten von seinem Weinberg.
Einen Weinberg hatte mein Freund
auf einer fruchtbaren Anhöhe.
Er grub ihn um, säuberte ihn von Steinen
und bepflanzte ihn mit Edelreben.
Er baute einen Turm in seiner Mitte
und hieb auch gleich eine Kelter in ihm aus.
Dann hoffte er, dass der Weinberg Trauben brächte.
Doch er brachte nichts als faule Beeren.
Und nun, Bürger Jerusalems und Männer von Juda,
sprecht das Urteil [im Rechtsstreit]
zwischen mir und meinem Weinberg!
Was hätte man noch mehr für meinen Weinberg tun können,
das ich ihm nicht getan habe?
Warum erwartete ich, dass er Trauben brächte,
und er brachte nur faule Beeren?
Jetzt will ich euch kundtun,
was ich mit meinem Weinberg mache:
Seine Hecke reiße ich aus, dass er abgeweidet wird,
seine Mauer reiße ich ein, dass er zertreten wird,
zur Wüste mache ich ihn.
Nicht mehr werde er beschnitten, nicht mehr gehackt,
so dass Dornen und Disteln hochkommen.
Und den Wolken will ich gebieten,
dass sie keinen Regen mehr auf ihn fallen lassen.
Denn der Weinstock des HERRN der Heere
ist das Haus Israel,
und die Männer von Juda
sind die Pflanzung, an der sein Herz hängt.
Er hoffte auf Rechtsspruch – doch siehe da: Rechtsbruch,
auf Rechtsverleih – doch siehe da: Hilfesteschrei. (Jes 5,1–7)

Bevor Jesaja anfängt, kündigt er an, was er vorhat. Er will seinen Zuhörern ein Lied singen – ein Lied von einem Weinberg, den sich sein Freund angelegt hat. Wie werden die Zuhörer diese